

Andrej Kurkow  
**Graue Bienen**

ROMAN

Aus dem Russischen von  
Johanna Marx und Sabine Grebing

Diogenes

Titel der 2018 bei Folio Publishers, Kiew,  
erschienenen Originalausgabe: ›Serye pčěly‹  
Covermotiv: Gemälde von Lisa Krannichfeld  
Copyright © Lisa Krannichfeld

All rights reserved  
Alle Rechte vorbehalten  
Copyright © 2019  
Diogenes Verlag AG Zürich  
[www.diogenes.ch](http://www.diogenes.ch)  
60/19/852/1  
ISBN 978 3 257 07082 8

Nach ein paar ruhigen, windstillen Tagen kam ein Abend, der dunkler war als gewöhnlich. In einem Aufruhr am Himmel, der in der winterlichen Dunkelheit von unten nicht zu sehen war, hatten schwere Wolken die leichten fortgeschoben, und plötzlich fielen aus ihnen weiche Flocken auf den alten, im trockenen Wind hart gewordenen Schnee.

Gähmend warf Sergejtsch eine neue Ladung lang brennender Kohle in den Ofen und löschte mit zwei Fingern die gelbe Kirchenkerze. Damit hatte er schon alles, was vor dem

Schlaf zu tun war, vollbracht. Blieb nur noch, sich die Decke über die Ohren zu ziehen und zu schlafen, bis der Morgen oder die Kälte kam. Aber wegen des Schneefalls schien die Stille nicht vollkommen zu sein. An das ferne Geschützfeuer hatte Sergejtsch sich längst gewöhnt, daher war es Bestandteil seiner Stille geworden. Doch der Schneefall, ein viel seltenerer Gast, überdeckte es mit seinem Rascheln vor dem Fenster.

Stille ist natürlich etwas Relatives, und als persönliche Klangerscheinung stimmt jeder Mensch sie nach sich selbst. Früher war Sergejtschs Stille genau wie die aller anderen gewesen. Das ferne Brummen eines Flugzeugs am Himmel oder das Zirpen der Grillen, das nachts durchs offene Fenster hereinflog, wurde mühelos Teil von ihr. Jedes leise Geräusch, das einen nicht ärgert oder zwingt, sich nach ihm umzudrehen, wird letztlich Teil der Stille. So war es früher mit der Stille in Friedenszeiten. So wurde es dann auch mit der Stille in Kriegszeiten, in der die Geräusche des Krieges die friedlichen unterdrückten, die Geräusche der Natur verdrängten, mit der Zeit aber selbst uninteressant und alltäglich wurden, sich dann gleichsam ebenfalls unter die Flügel der Stille legten und keine Aufmerksamkeit mehr erregten.

Jetzt lag Sergejtsch da, durch den Schneefall, der ihm zu laut schien, von einer seltsamen Unruhe gepackt. Und statt einzuschlafen, dachte er nach.

Wieder fiel ihm der auf dem Feld liegende Tote ein. Aber diesmal kam ihm schnell der erfreuliche Gedanke, dass er jetzt schon sicher nicht mehr zu sehen war! Denn ein solcher Schnee deckte alles zu, bis zum Frühling, bis zum Tauwetter! Im Frühling würde alles anders, die Natur würde

erwachen, und die Vögel würden lauter singen, als die Geschütze feuerten, weil die Vögel in der Nähe sangen, die Geschütze aber dort in der Ferne blieben. Nur manchmal würden die Artilleristen aus unbegreiflichem Grund, vielleicht weil sie betrunken oder müde waren, ein, zwei Geschosse zufällig auf ihr Dorf, auf Malaja Starogradowka, abfeuern. Einmal im Monat, nicht öfter. Die Geschosse würden dort hinfallen, wo es schon kein Leben mehr gab: auf den Friedhof oder den Kirchenvorhof oder das seit langem leer und ohne Fenster dastehende Gebäude des alten Kolchosebüros.

Er aber würde, wenn der Krieg weiterging, das Dorf Paschka überlassen und seine Bienen, alle sechs Stöcke, dorthin bringen, wo kein Krieg war. Wo es auf den Feldern keine Explosionskrater, sondern Blumen oder Buchweizen gab, wo man unbeschwert und furchtlos durch den Wald, das Feld, die Dorfstraße gehen konnte. Wo viele Menschen waren und einem das Leben allein wegen ihrer Menge und ihrer Sorglosigkeit wärmer vorkam, auch wenn sie einen im Vorübergehen nicht anlächelten.

Die Gedanken an seine Bienen versetzten Sergejtsch in friedliche Stimmung und brachten den Schlaf schon näher. Er dachte an jenen Tag, der in seinem Herzen und seiner Erinnerung einen besonderen Platz einnahm: als ihn zum ersten Mal der Herr des Donbass und beinahe des ganzen Landes, sein ehemaliger Gouverneur, besucht hatte, ein Mensch, der in jeder Hinsicht verständlich und vertrauenerweckend gewesen war wie ein alter Abakus. Er kam in einem Jeep mit zwei Leibwächtern. Das Leben war damals ganz anders, ruhig. Bis zur Stille des Krieges waren es noch zehn Jahre oder mehr! Die Nachbarn kamen herausgelau-

fen und sahen neidisch und neugierig zu, wie der Hüne von einem Mann durch Sergejtschs Tor trat und ihm mit seiner Riesenpranke die Hand schüttelte. Vielleicht hörten auch manche, wie er damals fragte: »Du bist also Sergej Sergejtsch? Bei dir kann man ein Nickerchen auf Bienen machen? Hast du dir das selbst ausgedacht?« – »Nein, die Idee ist von einem anderen, ich habe es in der Imkerzeitung gesehen. Aber den Liegeplatz habe ich selbst gemacht!«, hatte Sergejtsch ihm damals geantwortet. »Na dann zeig mal!«, hatte der Gast mit seiner tiefen Stimme und ernstem, aber freundlichem Lächeln gesagt. Sergejtsch führte ihn in den Garten, wo sechs Bienenstöcke paarweise mit den Rücken aneinanderstanden. Darauf lagen ein Holzbrett und eine dünne, mit Stroh gefüllte Matratze.

»Soll ich die Schuhe ausziehen?«, fragte sein Gast.

Sergejtsch sah auf die Schuhe und erstarrte ungläubig: Sie liefen spitz zu, waren äußerst präzise geformt und schillerten perlmuttfarben wie in einer Pfütze schwimmendes Benzin im hellen Sonnenlicht, nur war das Perlmutter edler als die Benzinmuster. Das Perlmutter der Schuhe leuchtete so, als würde die Luft über ihnen schmelzen, wie es bei großer Hitze vorkam, und ließ Farbe und Form der Schuhe noch plastischer und flirrender aussehen.

»Nein, wozu ausziehen?!«, sagte Sergejtsch kopfschüttelnd.

»Gefallen sie dir?«, fragte sein Gast lächelnd und brachte den Hausherrn mit seinen Worten dazu, den Blick von den Schuhen loszureißen.

»Ja, natürlich! So etwas Schönes habe ich noch nie gesehen«, gestand Sergejtsch.

»Was für eine Schuhgröße hast du?«, erkundigte sich unerwartet der Gouverneur. –

»Zweiundvierzig!«

Der Gast nickte und trat zu der mittleren Kiste, unter der ein hölzerner Hocker als Stufe stand. Er stieg hinauf und setzte sich behutsam auf die dünne Matratze. Er legte sich auf die rechte Seite, streckte vorsichtig die Beine aus und sah Sergejtsch kindlich wie ein Schüler den strengen Lehrer an. »Besser auf den Rücken oder auf den Bauch?«, fragte er. »Auf dem Rücken ist es besser«, riet Sergejtsch ihm. »Mehr Berührungsfläche zwischen Körper und Bienenstöcken.« – »Du kannst gehen, ich schlafe ein Weilchen. Man wird dich rufen!«, sagte der Gast und warf einen Blick zu den Bodyguards hinüber, die ein wenig abseits von der Bienenliegebank standen. Einer von ihnen nickte zum Zeichen, dass er verstanden hatte.

Sergejtsch kehrte ins Haus zurück und schaltete den Fernseher ein – damals gab es Strom. Er versuchte, sich abzulenken, aber konnte sich in Gedanken von dem hohen Gast und seinen Schuhen nicht losreißen. Etwas ließ ihm keine Ruhe: Wenn nur die Füße der Bienenstöcke unter dem Gewicht des auf ihnen liegenden Riesen nicht einknickten! Sergejtsch kochte sich einen Tee und trank, aber die Besorgnis über die möglicherweise fehlende Stabilität seiner selbstgebauten Bienenstöcke verschwand nicht. Denn beim Bauen hatte er nur auf den Komfort der Bienen geachtet; dass der Schlaf auf den Bienen nützlich und heilsam war, hatte er noch nicht gewusst.

Damals ließ der hohe Gast aus Dankbarkeit dreihundert Dollar und eine Literflasche Wodka zurück. Von dem Tag

an hatten alle, die ihn, Sergejtsch, nicht mochten oder nicht beachteten, zu grüßen begonnen, als hätte ihn ein Erzengel mit dem Flügel gestreift!

Ein Jahr später, wieder im frühen Herbst, war der Gouverneur erneut zu ihm gekommen. Zu der Zeit hatte Sergejtsch auch schon die Laube um die Liegebank gebaut. Sie war leicht und zerlegbar, so dass man sie in einer Stunde auf- und in einer Stunde wieder abbauen konnte. Die Matratze hatte er noch dünner gemacht, damit das Stroh nicht die leiseste Vibration der hunderttausend Bienen dämpfte.

Sein Gast sah müde aus. Er hatte etwa zehn Männer als Wachen dabei, und wohl genauso viele Autos standen in der Leninstraße an seinem Zaun aufgereiht. Wer darin saß und warum sie nicht ausstiegen, begriff Sergejtsch nicht. Dieses zweite Mal lag oder schlief der Herr des Donbass fünf oder sechs Stunden auf den Bienenstöcken. Zum Abschied schenkte er Sergejtsch nicht nur tausend Dollar im Umschlag, sondern umarmte ihn auch kräftig wie ein Bär. Als würde er sich von einem ihm lieben Menschen verabschieden.

›Das war's‹, hatte Sergejtsch gedacht. ›So ein Glück wiederholt sich nicht!‹ Gründe, so zu denken, gab es mehrere. Einer davon war vollkommen banal: Für das Schlafen auf Bienen wurde jetzt in jeder größeren Stadt geworben. Die Konkurrenz war sehr groß. Und er, Sergejtsch, machte für sich überhaupt keine Werbung. Im Dorf wussten sie, dass der Exgouverneur eigens aus Kiew hergefahren war, um auf seinen Bienen zu schlafen. Und sie erzählten es ihren Freunden, Verwandten und Bekannten aus anderen Dörfern und Städtchen. So, dass mit einer für die anderen Imker be-



neidenswerten Regelmäßigkeit Menschen an Sergejtschs Gartentor auftauchten, die auf den »Gouverneursbienen« schlafen wollten. Den Preis erhöhte Sergejtsch nicht, für besonders nette Kunden brachte er Tee mit Honig und redete mit ihnen bereitwillig über das Leben. Im Haus gab es ja niemanden mehr, mit dem er über das Leben reden konnte: Seine Frau hatte ihn mit der Tochter verlassen, sie waren davongelaufen, als er in Horliwka auf dem Großmarkt gewesen war. Sie hatten ihn mit verwundetem Herzen zurückgelassen. Aber er hatte standgehalten. Hatte sich zusammengerissen und die Tränen, die ihm in die Augen stiegen, nicht übers Gesicht laufen lassen. Und das Leben war weitergegangen. Er freute sich im Sommer am Summen der Bienen und im Winter an der Stille und Sorgenfreiheit, den schneeweißen Feldern und dem grauen, reglosen Himmel. So hätte er das ganze Leben verbringen können, aber daraus war nichts geworden. Etwas im Land ging zu Bruch, dort in Kiew, wo immer irgendetwas nicht in Ordnung war. Es ging derart zu Bruch, dass schmerzhaft Risse durch das Land liefen wie durch Glas, und aus diesen Rissen floss Blut. Der Krieg begann, dessen Sinn nun schon seit drei Jahren für Sergejtsch schleierhaft blieb.

Das erste Geschoss hatte die Kirche getroffen. Und schon am nächsten Morgen begannen die Bewohner, Malaja Starogradowka zu verlassen. Zuerst schickten die Väter die Mütter mit den Kindern zu Verwandten: die einen nach Russland, die anderen nach Odessa oder nach Mykolajiw. Dann gingen die Väter selbst: Die einen wurden »Separatisten«, die anderen wurden Flüchtlinge. Als Letzte brachten sie die alten Männer und Frauen fort. Unter Geschrei, Weinen,

Flüchen. Es war ein schrecklicher Lärm. Und plötzlich war es eines Tages so still geworden, dass Sergejtsch, als er auf die Leninstraße hinaustrat, von der Stille fast taub geworden wäre. Jene Stille lastete so schwer, als wäre sie aus Guss-eisen. Damals bekam er Angst, dass er als Einziger allein im ganzen Dorf zurückgeblieben war! Vorsichtig ging er die Straße entlang und spähte über die Zäune. Nach einer Nacht voller Geschützsalven lastete diese Stille auf ihm, als schleppte er einen Sack Kohlen auf dem Rücken. Die Türen der Häuser waren schon mit Brettern vernagelt, vor den Fenstern waren Bretter angebracht. Er ging bis zur Kirche, das war ein knapper Kilometer, dann hinüber in die Schewtschenko, und in dieser Parallelstraße zurück, schon mit weichen Knien. Plötzlich hörte er ein Husten und freute sich. Er trat an den Zaun, hinter dem das Husten hergekommen war, und da war Paschka, saß im Hof auf der Bank, in der linken Hand eine Flasche Wodka, in der rechten eine Papirossa.

»Und was ist mit dir?«, fragte Sergejtsch ihn. Sie grüßten sich seit der Kindheit nicht.

»Wieso? Was soll sein? Soll ich etwa hier alles aufgeben? Ich hab einen tiefen Erdkeller, da setze ich mich rein, wenn nötig!«

Das war im ersten Frühling des Krieges gewesen. Jetzt war schon sein dritter Winter. Seit fast drei Jahren hielten er und Paschka hier zu zweit das Leben im Dorf aufrecht! Man konnte das Dorf doch nicht ohne Leben lassen. Wenn alle weggingen, dann kam auch niemand mehr zurück! Aber so würden sie auf jeden Fall wiederkommen. Wenn entweder der Unsinn in Kiew aus war oder die Raketen und Granaten.

Zwei Nächte und zwei Tage verstrichen nach dem Schneefall. Sergejtsch ging nur, um Kohlen zu holen, auf den Hof hinaus. Der Schnee unter den Füßen knirschte jetzt anders. Die Füße versanken weich im frischen Schneeteppich, der nicht besonders tief war. Aber Sergejtsch wunderte sich, dass er im Neuschnee einige kahle Stellen bemerkte, durch die die alte harschige Kruste herausschaute. Seltsam, dass nicht einmal ein halber Meter zusammengekommen war! Aber es hatte ja keinen Schneesturm gegeben. Der Schnee war einfach nur gefallen, leicht und ungezwungen. Dann hatte er sich irgendwohin entfernt, war davongeflogen. Oder der Talwind hatte ihn weggetrieben, hin zu natürlichen Hindernissen, wo er sich zu einer Schneewehe ansammeln konnte. Nur kam in Sergejtsch nicht der Wunsch auf, diese Schneewehen zu suchen.

Auf dem Ofen kochte der Teekessel. Einen Ofen schaltete man nicht wie einen Gasherd aus. Deshalb musste der Kessel vor sich hin kochen, bis Sergejtsch den heißen Griff mit einem alten Küchentuch packte, um sich nicht zu verbrennen, und ihn herunternahm. Er goss von dem kochenden Wasser in den Porzellanbecher mit dem MTS-Mobilfunk-Logo, würzte das Wasser mit einer Prise Tee und hob ein Literglas Honig vom Boden auf den Tisch.

›Ich hätte Paschka dazuholen können‹, dachte er und gähnte. Dann sagte er zu sich selbst: ›So ist es auch gut! Ich werde ihn ja nicht vom anderen Ende des Dorfes holen!‹

Dass das ›andere Ende des Dorfes‹ von Sergejtschs Haus

vielleicht drei-, vierhundert Meter entfernt war, änderte nichts daran.

Er hatte seinen ersten Becher noch nicht ausgetrunken, als irgendwo in der Nähe eine Explosion krachte. Die Fensterscheiben klirrten so laut, dass es in den Ohren schmerzte.

»Ach, ihr Idioten!«, entfuhr es ihm verbittert. Hastig stellte er den Becher auf den Tisch, so dass der Tee heraus-spritzte, und lief ans nächste Fenster, überprüfte, ob keine Risse durchliefen. Nein, es war heil geblieben.

Sergejtsch sah nach den übrigen Fenstern, auch sie waren alle heil. Er überlegte, ob er vielleicht gehen und nachsehen sollte, wo es eingeschlagen und ob es nicht irgendein Nachbarhaus zerstört hatte.

»Ach, zum Teufel damit! Hauptsache, es war nicht meines!«, beschloss er nach einer Weile und setzte sich wieder an den Tisch.

Wenn es nach der ersten Explosion eine zweite gegeben hätte, wäre das etwas anderes gewesen. Dann wäre er sofort in den Keller gelaufen, wie vor drei Jahren, als auf Malaja Starogradowka und seine Umgebung plötzlich Raketen und Granaten niedergeprasselt waren!

Bis es dunkel wurde, blieben noch zwei Stunden. Auch das war seltsam, dass die Rakete am hellen Tag auf das Dorf gefallen war. In der Dunkelheit wäre es klar gewesen, ein Fehlschuss. Aber am Tag? Waren sie betrunken, oder langweilten sie sich in der Stille? Und welche waren es überhaupt: die in Karusselino oder die, die zwischen seinem Dorf und Schdaniwka standen?!

Sergejtsch vermischte seine bitteren Gedanken mit Honig, und ihm wurde leichter zumute. Er goss noch heißes

Wasser in den Becher und lächelte beim Blick auf das MTS-Logo. Auch er hatte den russischen Anbieter bei seinem Handy. Sonst hätte er natürlich auch diesen Becher nicht. Nur lag das Handy unbenutzt in der Schublade des Büfets, zusammen mit dem Ladegerät. Wenn der Strom ins Dorf zurückkehrte, dann konnte er es laden und prüfen, ob es eine Verbindung gab oder ob es damit dasselbe war wie derzeit mit dem Strom. Wenn sowohl Verbindung als auch Strom wiederkamen, dann stellte sich noch eine andere Frage: Wen anrufen? Paschka? Zu dem war es, wenn nötig, billiger, zu Fuß zu gehen. Er hatte seine Nummer auch gar nicht. Um seine Exfrau Witalina anzurufen, musste er im Voraus die richtigen Worte wählen, noch besser, sie auf ein Blatt Papier schreiben und dann vom Blatt ablesen, damit sie den Hörer nicht auflegte! Er könnte sie anrufen und sich wenigstens nach der Tochter erkundigen. Und wenn das Gespräch glückte, dann konnte er auch nach dem Leben in Winnyzja fragen. Wie war es nur dazu gekommen, dass er seine Schwiegereltern kein einziges Mal besucht hatte und überhaupt in den neunundvierzig Jahren seines Lebens fast nirgendwohin gefahren war? Nirgendwohin außer nach Horliwka, Jenakijewe, Donezk und noch in drei, vier Dutzend Bergarbeiterstädte und -siedlungen, in die man ihn, vor der Zuerkennung der Arbeitsunfähigkeit, auf Dienstreisen geschickt hatte. Er hatte ein wichtiges Amt ausgeübt, als Inspektor für Sicherheitstechnik. In manchen Gruben war er zwanzigmal oder häufiger gewesen. Von ihrer Sicherheit hatte er so ausgiebig eingeatmet, dass er mit zweiundvierzig Invalide und Frührentner geworden war. Silikose, Staublunge, war eine ernste Sache. Dass von denen,

die unter der Erde arbeiteten oder gearbeitet hatten, viele sie hatten, machte sie irgendwie der Grippe ähnlich. Die Leute husteten eben, das war alles.

Da klopfte jemand mit der Faust an seine Tür.

Sergejtsch schrak zusammen und musste gleich über seinen Schreck lachen: Wer außer Paschka konnte hier auftauchen?

Er öffnete die Tür und sah vor sich Paschkas totenbleiches und von Erbitterung erfülltes Gesicht.

»Doch nicht etwa sein Haus ...?«, dachte Sergejtsch erschrocken.

»Bei Krasjuks hat es das halbe Haus und den Schuppen weggerissen!«, berichtete sein Kindheitsfeind mit zitternder Stimme.

»Hm«, brummte Sergejtsch teilnahmsvoll und ließ Paschka herein.

Er wies ihn zum Tisch, schenkte ihm Tee ein und reichte ihm einen Löffel, damit sein Gast sich Honig gönnte.

Sergejtsch verstand Paschkas Schreck. Krasjuks waren seine übernächsten Nachbarn. Das hieß, wenn es dort gekracht hatte, dann hatte Paschka jetzt keine Fenster mehr. Das stand fest!

»Sersch, ich übernachtete heute bei dir, ja? Okay?« Sein Gast sah ihm direkt in die Augen.

»Bleib hier, ja! Hat es dich denn auch getroffen?«

»Die Fensterscheiben«, seufzte Paschka. »Alle! Ich hatte Glück, ein Splitter ist mir am Gesicht vorbeigeflogen und im Büfett steckengeblieben. Ich saß gerade beim Abendessen, Kartoffelbrei mit Speck.«

Paschka verstummte plötzlich und warf Sergejtsch einen

vorsichtigen Blick zu. Der begriff den Grund dieser Pause, denn sein Gast hatte soeben ausgeplaudert, dass mit dem Essen bei ihm alles in Ordnung war. Dabei hatte er sich vor kurzem erst beklagt, dass er nichts zu essen hatte! In Gedanken lächelte Sergejtsch. Sein Kindheitsfeind tat ihm jetzt aber trotzdem leid, mit einem kalten Haus und draußen zwölf Grad minus! Wenn das Haus vierundzwanzig Stunden ohne Fenster blieb, musste man es hinterher drei Tage lang aufheizen.

»Gut.« Er nickte. »Du schläfst hier, aber Scheiben müssen trotzdem eingesetzt werden, sonst ziehst du noch ganz hier ein!«

»Wo nehme ich die jetzt her?«, fragte Paschka verwundert.

»Du bist wahrlich kein heller Kopf«, sagte Sergejtsch gutmütig. »Bist zu faul zum Denken! Wenn bei einem Menschen das Herz versagt, dann begräbt man ihn entweder oder sucht schnell einen Spender! Hast du denn nie Zeitungen gelesen?«

»Wieso sagst du das?« In der Stimme seines Gastes schwang Misstrauen. »Was für einen Spender?«

»Also, das Werkzeug habe ich«, überlegte Sergejtsch jetzt laut. »Komm, wir denken nach, welches Haus noch heil ist, aber keine Besitzer mehr hat.«

Paschka freute sich, dass er Sergejtschs Gedanken begriff.

»Klawa Schiwotkina! Sie ist doch noch vor dem Krieg gestorben!«, erinnerte er sich, und im selben Moment erlosch der Enthusiasmus in seinen Augen. »Aber ihr Haus ist alt, die Fenster sind klein. Wir brauchen größere! Vielleicht das Haus von Arsamjan?«

»Ist er denn tot?«, stutzte Sergejtsch.

»Weiß ich nicht.« Paschka zögerte verlegen. »Er ist weggezogen, das ist sicher. Anscheinend nach Rostow! Er ist doch kein Russe, und auch kein Ukrainer! Er ist Armenier!«

»Na und? Er hat hier gelebt, also gehört er zu uns! Überleg weiter! Wie soll ich ihm sonst in die Augen sehen, wenn er zurückkommt?«

»Dann die Serows!« Paschka freute sich. »Sicher! Sie wurden doch von einer Granate getötet! Alle, mit den Kindern!«

»Ja.« Sergejtsch nickte, wurde finster, seufzte schwer. Er erinnerte sich daran, wie die Serows als Erste aus dem Dorf geflohen waren, sie hatten nicht einmal das Ende des Besusses abgewartet. Und auf der Abreise, schon außerhalb des Dorfes, hatte eine Granate sie erwischt. Sie war direkt auf ihren Wolga gefallen. Der Wolga lag dort noch immer umgekippt auf dem Feldweg hinter dem Dorf.

»Gut.« Sergejtsch sah seinen Gast an. »Wir trinken den Tee aus und gehen! Ich glaube, bis zum Abend schaffen wir es. Mein Glasschneider ist gut.«

## 8

Paschkas Dankbarkeit für die eingesetzten Fensterscheiben und die eine in Sergejtschs Haus verbrachte Nacht hatte ihre Grenzen. Er überließ ihm sein Fernglas noch für eine Weile. Aber von dem Speck, den er versehentlich erwähnt hatte, als er Hilfe suchte, bot er Sergejtsch nichts an. Nicht ein Stückchen. Sergejtsch sehnte sich nach Speck. Nicht



furchtbar natürlich, und hätte Paschka die Kartoffeln mit Speck nicht erwähnt, hätte er auch gar nicht daran gedacht. Aber in kalter Kriegszeit, beim Licht von Kirchenkerzen und ohne Strom, weckte jede Erwähnung früherer kleiner Freuden Sehnsucht und Begierde. Wenn Paschka statt des Specks eine Plötze oder irgendeinen anderen Dörrfisch erwähnt hätte, würde Sergejtsch sich jetzt mit Gedanken über Fisch plagen, genauer, über den Mangel an Fisch. Mangel herrschte in Sergejtschs Haus an fast allem und ständig. Endlos hätte man all das aufzählen können, was um ihn herum und im Keller fehlte. Das Vorhandene hingegen war schnell benannt: Honig, Wodka, verschiedene selbst angesetzte Schnäpse, Arzneien aus Pollen und anderen Bienenschätzen. Irgendwo war noch eine Flasche Kognak »Oktjabrski« versteckt, Sergejtsch wusste nur nicht mehr, wo. Er hatte sie auch schon ein paarmal gesucht, aber nicht gefunden. Wäre er so geschwätzig wie Paschka gewesen, dann hätte er schon längst alle Vorräte mit seinem Kindheitsfeind teilen müssen. In Gedanken wollte er ihn ja gar nicht mehr als »Feind« sehen. Mit jedem neuen Treffen, selbst wenn sie sich stritten, erschien Paschka ihm immer näher und verständlicher. Sie waren jetzt in mancher Hinsicht Brüder, wenn auch, Gott sei Dank, keine echten!

Es klopfte leise an der Tür.

›Oh! Man braucht ihm nur zu helfen, schon ist er auch höflicher‹, dachte Sergejtsch lächelnd.

Er nahm die brennende Kerze vom Tisch und ging hinaus in den Flur.

Er stieß die Tür auf und sah dahinter abendliche Dunkelheit und eine Gestalt, die nicht das Gesicht von Paschka

hatte. Es war jünger, mit angespannten Augen, in denen sich die Flamme der Kerze spiegelte.

Das kam so unerwartet, dass Sergejtsch erstarrte. Gleichzeitig erkannte er, dass der Unbekannte, dem er die Tür geöffnet hatte, im Kampfanzug war und über seiner Schulter eine Kalaschnikow mit dem kurzen Lauf nach unten hing.

»Entschuldigen Sie, dass ich so spät ... und ohne Vorwarnung«, sagte der Unbekannte verlegen.

Sergejtsch begriff, dass er wohl kaum gekommen war, um ihn zu erschießen oder auszurauben. Wieso hätte er sich sonst entschuldigt! Er holte tief Luft und streckte die linke Hand mit der Kerze etwas näher zu dem ungebetenen Gast. Er sah, dass der noch ganz jung war, zweiundzwanzig, dreiundzwanzig Jahre alt vielleicht.

»Darf ich reinkommen?«, fragte der Unbekannte.

»Wenn du dir die Schuhe ausziehst und das Eisen im Flur lässt!«, sagte Sergejtsch gespielt streng, obwohl er spürte, dass seine Stimme gleich vor Furcht zittern würde. Er hatte einem Soldaten sozusagen befohlen, die Waffe abzugeben!

»Die Schuhe kann ich ausziehen«, sagte der junge Mann im Kampfanzug. »Die Waffe ablegen darf ich nicht.«

»Gut, dann eben so.« Sergejtsch atmete erleichtert auf.

Er schloss die Tür hinter seinem Besucher und legte den eisernen Riegel und den Haken vor. Er warf einen Blick auf die hohen Stiefel, die jetzt an der Wand standen.

Im Zimmer lud er den Unbekannten ein, sich an den Tisch zu setzen.

»Vielleicht einen Wodka?«, fragte er aus Höflichkeit und schimpfte sich gleich im Stillen für die unnötige Gastfreundlichkeit.

»Nein danke!« Der junge Mann schüttelte den Kopf.  
»Einen Tee würde ich nehmen!«

»Gleich gibt's Tee.« Sergejtsch nickte.

Ihm schien, als wäre eine Kerze nicht ausreichend für zwei Personen am Tisch. Er holte noch zwei dazu und zündete sie an, verdreifachte sozusagen die Beleuchtung.

»Gleich gibt's Tee«, wiederholte er und sah dem Unbekannten aufmerksam ins Gesicht, prüfte, ob er beim Licht der einen Kerze in dessen Gesicht nichts übersehen hatte.

»Wie heißt du?«

»Ich bin Petro«, sagte der junge Mann.

»Und woher kommst du?«

»Aus Chmelnjzkyj.«

»Hmm«, machte Sergejtsch, als hätte er etwas Wichtiges verstanden. »Von der ukrainischen Armee also?«

Der Junge nickte.

»Artillerie?«, fragte Sergejtsch vorsichtig.

Petro schüttelte den Kopf. »Und wie heißen Sie?«, fragte er.

»Sergej Sergejtsch, oder einfach Sergejtsch. Du heißt wahrscheinlich auch Pjotr, nicht Petro?«

»Nein, Petro! So steht es in meinem Pass.«

»Ich heiße im Pass Serhij Serhijowitsch und im Leben Sergej Sergejtsch. Was für ein Unterschied!« Sein Pass sprach ukrainisch, während seine, Sergejtschs, Sprache Russisch war.

»Sie sind wahrscheinlich mit Ihrem Pass nicht einverstanden?«, vermutete Petro.

»Mit dem Pass bin ich einverstanden, nur nicht damit, wie ich darin heiße!«

»Ich bin sowohl mit dem Pass einverstanden als auch damit, wie ich darin heiÙe«, sagte der Gast lächelnd. Er lächelte heiter, geradezu entwaffnend. Obwohl die Kalaschnikow jetzt über der Stuhllehne hing.

»Vielleicht bist du eben deshalb einverstanden, weil bei dir der Name im Pass und im Leben derselbe ist!«, sagte Sergejtsch nachdenklich. »Wäre es bei mir so, würde ich auch nicht auf den Pass schimpfen. Also, warum bist du denn zu mir gekommen, Petro? Brauchst du vielleicht etwas?«

»Ja.« Der junge Mann nickte. »Ich wollte Sie kennenlernen. Ich sehe Sie doch schon über ein Jahr, aber Ihren Namen kenne ich nicht!«

»Wo siehst du mich?«, fragte Sergejtsch erstaunt.

»Im Fernglas.« Der junge Mann stockte. »Ich soll das Dorf beobachten. Ich wäre schon früher gekommen, aber tagsüber ist es gefährlich, und im Dunkeln ist es im Prinzip auch verboten, aber es ist weniger gefährlich.«

»Was für eine Gefahr geht denn am Tag von uns aus?«, fragte Sergejtsch verwundert.

»Von Ihnen persönlich keine, aber von den Scharfschützen, die uns die Nerven und das Leben kosten. Vor drei Tagen haben sie zum letzten Mal geschossen, von der Kirche aus!«

»Aber hier kommt doch niemand her!«, erklärte Sergejtsch überzeugt. »Ich hätte die Spuren gesehen! Ich sitze doch nicht bloß im Haus!«

»Vier Tote in einem Jahr und drei Verwundete«, sagte Petro ruhig. Er kratzte sich hinterm Ohr. Dann legte er etwas linkisch seine grüne, wollene Sturmmitze auf den Tisch.

Der Tee war fertig, und Sergejtsch schenkte dem unverhofften Gast und sich selbst ein.

»Wie sieht es denn bei euch dort aus, in der Ukraine?«, fragte er. »Haben alle genug Speck?«

»Ja.« Der junge Mann musste lächeln. »Ich bekomme hin und wieder auch welchen ab. Freiwillige bringen ihn. Und im Land ist alles wie immer! Es wird gestohlen, es werden Straßen und Städte umbenannt. Aber nach dem Krieg soll es besser werden! Dann reisen wir ohne Genehmigung ins Ausland.«

»Ja, die, die dann noch am Leben sind.« Sergejtsch hatte das Gesicht verzogen, fing sich aber sofort wieder. Es hatte so geklungen, als würde er irgendjemandem den Tod wünschen! Er beschloss, das Thema zu wechseln. »Was benennen sie denn um?«

»Sind Sie denn nicht auf dem Laufenden?« Petro machte große Augen und lächelte, so dass man seine kräftigen Zähne sah. »Ach ja! Sie haben keinen Strom! Also können Sie nicht fernsehen!«

»Strom gibt es seit langem keinen, das stimmt«, bestätigte Sergejtsch traurig. »Vielleicht wird das mal in Ordnung gebracht?«

»Zurzeit wohl kaum. Es ist gefährlich. Und für Sie ist es doch besser, nicht fernzusehen, Sie schonen Ihre Nerven!«

»Ich habe eiserne Nerven, die kann man nicht ruinieren!«, prahlte Sergejtsch. »Ich habe als Inspektor für Arbeitssicherheit in den Gruben gearbeitet! Weißt du, was das bedeutet?«

Im Blick des jungen Mannes erschien Respekt.

»Und du, mit was hast du dich beschäftigt?«, erkundigte sich Sergejtsch.

»Mit Tourismus. Ich wollte auf die Krim übersiedeln, ein kleines Hotel bauen.«

»Damit bist du zu spät dran!« Sergejtsch winkte ab. »Ich bin nie auf der Krim gewesen. Dabei wollte ich immer ans Meer, am Strand in der Sonne liegen ... Ich habe dort einen Bekannten, wir haben uns auf einem Bienenzüchterkongress kennengelernt. Ein Tatare, Achtem Mustafajew. Auch ein Bienenzüchter. Er hat mich eingeladen, aber bisher hat es nicht geklappt ...«

»Irgendwann klappt es noch!«, versuchte der junge Mann, Sergejtsch zu trösten.

»Vielleicht«, stimmte der zu. Plötzlich verdüsterte sich sein Blick, ihm war etwas Unerfreuliches eingefallen. »Wieso holt ihr denn den Toten nicht vom Feld? Er ist doch ganz in eurer Nähe.«

»Welchen? Den im Kampfanzug?« Petro war angespannt.

»Ja! Vielleicht hat ihn schon der Schnee zugedeckt. Ich habe gestern nicht geschaut.«

»Nein.« Der junge Mann seufzte. »Der Wind hat den Schnee fortgeweht. Das ist keiner von uns. Und Leute hinzuschicken, um ihn zu holen, ist gefährlich. Dort auf dem Feld unter dem Schnee sind Stolperdrahtminen, und auch die Leiche selbst kann vermint sein. Sollen die Separos ihn holen! Der gehört zu ihnen.«

»Sie kommen ihn holen, und ihr beschießt sie aus Maschinengewehren?«, fragte Sergejtsch sarkastisch.

»Wenn sie ohne Waffen und mit weißer Fahne kommen, dann können sie ihn holen!«

»Ach so ist das. Aber sie sagen ja, dass das nicht ihr Kämpfer ist!«, bemerkte Sergejtsch und bereute das Gesagte sofort.

»Wann haben Sie denn mit denen geredet?« Petro runzelte die Stirn, und sein Blick wurde kalt und feindselig.

»Nicht ich, das war Paschka, mein Nachbar aus der Schewtschenko! Sie sind zu ihm gekommen, da hat er gefragt.«

»Hm«, brummte der junge Mann, als würde er daraus seine Schlüsse ziehen. »Wenn er weder zu ihnen noch zu uns gehört, dann ist er also von der ›dritten Kraft!«

»Was ist denn das für eine ›dritte Kraft?«, erkundigte sich Sergejtsch.

»Niemand weiß das! Bei uns heißt es, da kämpft jemand anonym auf unserer Seite gegen sie. Und bei ihnen sagen sie das Gegenteil – dass jemand auf ihrer Seite gegen uns kämpft. Vielleicht irgendein Spezialkommando, das gegen uns und gegen sie ist. Deshalb freuen sie sich bei uns, wenn von ihnen einer draufgeht, und bei ihnen wird gefeiert, wenn in unserem Rücken plötzlich jemand mit dem Granatwerfer unsere eigenen Schützenpanzer beschießt ...«

»Vielleicht nimmst du etwas Honig mit?«, bot Sergejtsch dem Soldaten an.

»Ich gehe ja noch nicht.« Petro lächelte angespannt. »Honig brauche ich nicht. Höchstens hier, zum Tee.«

»Ja, ja, natürlich!« Sergejtsch wurde geschäftig, beugte sich schnell hinunter und hob ein Literglas vom Boden hoch.

Erneut trat Schweigen ein, aber Sergejtsch wollte es nicht mehr brechen. Nach ein paar Minuten fragte er dann allerdings doch wieder nach der Straßenumbenennung.

»Wie nennen sie sie denn jetzt?«, fragte er fast flüsternd.

»Na, wenn es vorher Marx oder Engels war, dann jetzt

nach Bandera oder irgendeinem Schriftsteller«, sagte der Soldat.

»Schriftsteller sind besser«, bemerkte Sergejtsch. »Wir sitzen hier übrigens in der Leninstraße.«

»Wenn der Krieg vorbei ist, wird sie ganz sicher umbenannt«, erklärte der junge Mann fest.

»Und wenn ich den neuen Namen selbst aussuchen möchte?«

»Das geht, aber es muss mit den übrigen Bewohnern der Straße gemeinsam entschieden werden. Danach muss man sich an den Ortsrat wenden.«

»Das wird nicht so bald sein«, seufzte Sergejtsch. »Gar nicht bald.«

»So, ich gehe doch mal.« Petro nahm seine Kalaschnikow von der Stuhllehne und hängte sie sich über die Schulter. Mit der linken Hand nahm er die Sturmmitze vom Tisch, und mit der rechten fuhr er in die Tasche seiner warmen Jacke und zog eine RGD5-Handgranate heraus. Er legte sie neben die Tasse.

»Die ist für Sie«, sagte er und sah Sergejtsch respektvoll an. »Es ist doch irgendwie unangenehm, ohne Geschenk in ein fremdes Haus zu kommen. Mit leeren Händen ...«

»Ja, also ...« Sergejtsch war ratlos. »Was soll ich damit?«

»Zur Selbstverteidigung. Wenn sie nicht gebraucht wird, vergraben Sie sie nach dem Krieg im Garten! Wenn Sie wollen, kann ich Ihr Handy aufladen! Wir haben einen starken Generator, er treibt sogar eine Waschmaschine an!«

Zunächst war Sergejtsch sprachlos, aber nur einen Augenblick lang. Dann zog er das Handy mit dem Ladegerät aus der Büfettschublade und reichte es Petro.



Der Soldat erhob sich und steckte Kabel und Telefon in seine Jackentasche. Im Stehen fischte er mit dem Löffel Honig aus dem Glas und steckte ihn in den Mund. Gierigleckte er ihn ab.

»Wenn Sie Hilfe brauchen, hängen Sie einen weißen Lappen an einen Baum im Garten! So, dass man es sieht!«, sagte er zu Sergejtsch und ging in die Dunkelheit davon.

»Einen weißen Lappen?«, wiederholte Sergejtsch flüsternd.

Er verschloss die Tür und löschte zwei von den drei Kerzen. Verwundert merkte er, wie sehr sich seine Stimmung durch das unerwartete Gespräch mit dem Soldaten verbessert hatte. Als hätte man ihn mit einer interessanten Fernsehsendung zerstreut!

›Ein guter Junge«, dachte er und sah auf die Handgranate.  
›Ich hätte ihn mehr nach Neuigkeiten befragen sollen.«